Bauz

Albert Steffen



Schweizerische Erzähler / Band 6

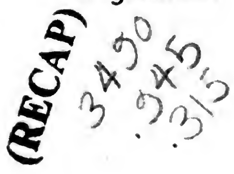

BAUZ
ZWEI ERZÄHLUNGEN
VON
ALBERT STEFFEN
1916
FRAUENFELD UND LEIPZIG
VERLAG: HUBER & CO.

Titelzeichnung nach Marillier

Druck von Huber & Co. in Frauenfeld

Bauz

Nahe der Großstadt, am Flusse, der die Ebene in tiefer Rinne durchschneidet, lag eine Sägerei mit langem Schindeldach; an ihrem oberen Ende ein mehrstöckiger Holzschuppen voll eingebeigter Laden, am unteren ein kleines Wohnhaus samt Scheuer; davor ein Gärtchen; weiterhin Gemüseland und Feld. Die Tannen wurden von der Straße, die auf der Höh am Rand der Ebene lief, ins Tal hinabgerollt und hierauf von den Holzerknechten auf die Sägebalken geschleppt. Im Häuschen wohnte der Pächter Bauz mit seinem Weib. Und bis vor kurzem hatte noch ein Kind dazu gehört. Das war gerade heute begraben worden. In der Giebelstube hatte sich ein Sagerknecht eingemietet. Bauz war ein ernster, verschlossener, zu Zeiten aufbegehrerischer Mann. An diesem Abend saß er mit doppelt verdunkeltem Gemüte da und dachte nicht daran, zu seiner Frau was Tröstliches zu sagen. Sie aber schlich umher, fast wie der Schatten an der Wand so schmal, konnte vor Schwermut kaum den Rest der Tagesarbeit tun.



Da stieg der Knecht herab, ein sonst sehr stiller Mensch, und redete in einem fort vom toten Knaben, wie er mit ihm so oft getollt im Sägemehl. Bauz brummte unbestimmt. Die Tränen seiner Frau begannen reichlicher zu fließen.

Es sprach der Knecht, daß alle Dinge anders seien, als man zu wissen meine. Und er erzählte vieles, das beweisen sollte, daß der Tod nicht die Bedeutung hat, die in der Trauer und in den Tränen liegt.

„Ich kannte einen Bahnarbeiter", sagte er. „Eines Nachts im Traum trat er zu mir mit festem Schritt, in Überstrümpfen und im Reisemantel, wie ich ihn nie vorher gesehen hatte, und gab mir feierlich die Hand. Er war ernst, aber nicht traurig. Am nächsten Tag wurde er vom Zuge überfahren. Der Kopf rollte das Bord hinunter. Der Rumpf blieb oben liegen. Jedoch, das hatte für sein Leben jenseits nichts zu bedeuten. Im Gegenteil, denn später sah ich ihn im Traume noch einmal, und mit dem Nacken, wo die Räder durchgegangen waren, hatte er nun doppelte Kraft."

„Schwindel", sagte Bauz.

„Nein", entgegnete der Knecht. „Denn wenn ich lüge, muß ich große Qual erleiden. Dann kommt im Traum mein Lieblingslehrer, der

gestorben ist, und richtet ein Fernrohr auf mich. Und das sticht fürchterlich in meine Augen."

Er fuhr fort von solchen Dingen zu reden, zum ärgerlichen Staunen seines Herrn. Der hatte ihn bis heute nie derart sprechen hören.

„Als ich achtundzwanzig Jahre alt war", sprach er weiter, „träumte ich was Sonderbares: Ich wanderte und kam zu einem Baume. Der sprach zu mir: ‚Fünfundzwanzig Jahre hab' ich auf dich gewartet.' Ich wachte auf und dachte: Folglich zählte ich zu jener Zeit drei Jahre. Ich war also noch ein kleines Kind, als ich den Baum zum letzten Mal gesehen hatte. Damals war er noch mein Freund. Und plötzlich ging mir auf, daß ich mit ihm bekannt gewesen sein muß, lange bevor ich noch geboren wurde."

„Alle Kinder leben in den Bäumen, ehe sie geboren werden und wieder, wenn sie sterben", fügte er hinzu.

Die Frau hörte mit Entzücken zu. Der Mann blickte böse. Der Knecht merkte was und ging.

In der Folge führte er solch wundersame Reden nur, wenn der Gatte nicht dabei war.

Der Sagerknecht war Frau Bauz schon früher sympathisch gewesen, erstens weil er das Kind zu loben verstanden hatte und zweitens weil er von diesem sehr bewundert worden war.

Wie viele Künste hatte es zum Beispiel angewandt, um von ihm bemerkt, gehascht und scherzhaft geschüttelt zu werden. Es war zu ihm vertraulicher gewesen als zum finsteren Vater.

Und ging es ihr nicht ebenso? Sie sah ihn lieber als den Gatten, der sie beständig anbauzte, jetzt noch häufiger als sonst.

Nur der Knecht vermochte diese tiefe Traurigkeit von ihr zu nehmen.

Aber das immerwährende Zusammensitzen der beiden verböserte Bauzens Blut. „Sie ist schlau und schlimm. Und er ein Halunk, so wie so."

„Was lachst du wiederum so dumm?" schnauzte er, wenn er den kleinsten Schimmer einer Freude in ihrem Antlitz sah.

Oft wenn er abends aus dem Wirtshaus kam, schlich er hinter den aufgeschichteten Laden bis hart vor das Häuschen, sprang dann mit einem Satz zur Tür hinein. Er fand die beiden stets in traulicher Plauderstimmung. Alsbald begann er über Nebensächliches zu belfern.

Eines Tages sagte der Knecht zu ihr: „Er haßt mich; ich träume schon zum dritten Male, daß aus dem Haus ein Hund kommt und mich anknurrt. Ich will gehen, ehe was Schlimmeres geschieht."

Und eine Woche später schnallte er die Tasche um, gab ihm und ihr die Hand und hob den blonden Spitzbart anderen Regionen zu.

Am nächsten Tag bekam sie eine Postkarte, die Bauz ihr schnell entriß. Es stand nichts als ein Gruß darauf und die Adresse, der Name einer Herberge in der nahen Stadt.

„Was habt ihr miteinander gehabt?" forschte er.

„Nichts", versetzte sie.

Er legte die Hände um ihren bloßen Hals. „Muß ich?" drohte er.

Sie stieß einen Geuß aus. Er nahm ihn als ein Ja.

„Also doch."

„Nein", schluchzte sie.

Er aber glaubte nichts mehr, was sie sagte, setzte sich auf einen Stuhl abseits, saß lange stumm und düster da, stand endlich auf und ging.

„Wohin willst du?" rief sie erregt.

„Blödsinnige Frage", entgegnete er barsch. „Mich plagen, bis das Maul versorgt ist, das nichts als lügen kann. Zum Abholzplatz."

Der lag weitab im Walde, wo man die Stämme der gefällten Tannen schälte.

„Komm aber bald zurück", bat sie.

Sie hatte einfach Angst vor sich. Denn übermächtig zog es sie dem Knechte nach.

Von nun an bat sie jeden Morgen, wenn er an die Arbeit ging, dringlicher: „Geh nicht zu weit“ und schmeichelte sogar. Das schien ihm doppelte Verlogenheit, und er vernichtete durch Brüllen noch den letzten Rest der Liebe.

Aber eines Abends, als er heimkehrte, fand er sie nicht mehr zu Hause. Er dachte, sie ist zu Verwandten gegangen, und sagte dieses auch den Leuten, die sich nach ihr erkundigten; fügte bei: „Die Weiber kommen immer gleich zurück, wenn nicht in drei Stunden, so in drei Tagen oder doch in drei Wochen.“

„Und wenn nicht“, sagte er sich selbst zum Trost, „desto besser; dann bin ich wieder mein eigener Herr und Meister.“

Aber da vernahm er von einer hausierenden Plaudertasche, daß die Gattin Kellnerin in jener Wirtschaft geworden war, von der aus der Knecht die Karte geschickt hatte.

Nun ergab er sich der Abkehr und dem Kummer. Bei der Arbeit hielt er sich von jetzt an allein. Denn die Fragen der Säger und Holzer nach seiner Frau schienen ihm zu Sticheleien zu werden und schmerzten wie Zundel auf der Wunde. Sogar von gleichgültigen Dingen mochte er mit niemand reden; er fühlte wohl, man dachte dabei immer: Du bist doch ein Esel.

Das Abendbrot nahm er im Wirtshaus ein. Er schlang es von Tag zu Tag hastiger hinunter. Er kam und ging und schaute kaum mehr auf, und wenn sich ihm jemand zur Seite setzen wollte, wies er ihn mit drohendem Gesicht ab.

Um so länger wurden dann die Abende zu Hause. Das Auge der Frau hält die Kammer nett, heißt es. Jetzt war bei ihm ein wüstes Durcheinander. Drin berzte er herum, freudlos und schlaff, verirrlich im Gemüte, und mußte stets an seinem Elend bauen.

Seine größte Qual war, daß sein Weib nicht wissen konnte, wie gemein die Welt doch ist. Er aber kannte jene Metzger, Maurer, Kommis, die in diese Wirtschaft gingen. Irgend etwas Fürchterliches bereitete sich vor. Der Geist in ihm sagte die erste Silbe. Er die zweite. Das Ganze stimmte.

Denn – eines Nachts nach obenhin getaner Flauderarbeit kam zu ihm der General der Nacht, mit Kanonenstiefeln und spitzem Hute, mit einem schwarzen Mantel, dessen Flügel er bis in den Himmel spreizte, in der Hand einen photographischen Apparat, den er nun auf das Fenstergesimse stellte, um hierauf ein lebendiges Bild an die Wand der Stube zu werfen.

Bauz saß erstarrt und konnte sich nicht rühren. Er sah in einen Raum voll Rauch und Dämme-

rung, worinnen viele dunkle Männer unbeweglich vor dem Bierkrug saßen. Und zwischen ihnen ging sein Weib herum. Er erkannte, daß ihre Blicke und Bewegungen sich verändert hatten. Sie waren leichtsinniger geworden. Das bereitete ihm fürchterliche Pein. Sie stand da, den Wespenleib in enger Bluse, die Arme eckig eingestemmt, mit den Augen seitlich schielend, und lachte verführerisch wild. Sie öffnete das zangenartig ausgebuchtete Maul immer mehr. Aber daran merkte er auf einmal, daß sie es doch nicht war, und daß der schwarze Mann gelogen hatte.

Dieser, aus Rache, daß der Pächter seine List gemerkt, kam auf ihn zu, packte und schüttelte ihn wie ein Hund ein Kätzchen, bis er mit einem Schrei erwachte.

Er zitterte am ganzen Leibe. Und dennoch war er froh; er hatte ja den Teufel entlarvt. Er wußte jetzt, daß dieser ihn versuchen wollte, seine Frau als schlecht zu betrachten, um beide, sie und ihn, in seine Klauen zu bekommen.

Das sollte ihm nimmer gelingen. Er beschloß, sofort die Gattin aufzusuchen, sie um Verzeihung zu bitten und mit ihr heimzukehren.

„Ein für allemal", sprach er zu sich, „ich will der Schuldige sein. Aber jetzt hab ich genug gebüßt."

In seinen Füßen war eine fröhliche Ungeduld.

Da kam die Hausiererin, die ihm schon einmal Nachricht von seiner Frau gebracht hatte und breitete ihren Kram vor ihm aus. Er wies sie weg; er hatte keine Zeit dafür. Sie fragte hierauf, ob er vielleicht selbst etwas zu versetzen hätte, da seine Frau gewiß nicht zurückkäme. Man habe sie am Arm eines andern gesehen.

Er scheuchte das Weib mit einem Fluche weg.

Aber er war doch wieder traurig geworden, obwohl er wußte, daß sie gelogen hatte.

Nun machte er sich auf den Weg. Erst schritt er längs dem Flusse, dann über die braune Ebene, die von Schutt und zerbrochenem Geschirr bedeckt war, an Holunderhägen und Hundezüchtereien vorüber und kam zu der Peripherie der Großstadt, wo das Wirtshaus als Abschluß einer nicht gerade schönen Gasse stand.

Es wurde ihm beklommen zumut. Aber er trat ein, fest gewillt, seinen Vorsatz auszuführen.

Es war kein Gast im Zimmer. Nur der Stiefelputzer saß bei einem Gläschen Schnaps abseits. Er hatte ein altes, verrunzeltes Spitzbubengesicht, das er in demutsvolle Falten sich zu legen bemühte, als Bauz das Auge auf ihn richtete.

Jetzt erschien die Frau. Sobald sie den Gatten erblickte, fing sie zu zittern an.

„Ein Bier", befahl er scharf und sah sie verächtlich an. Denn plötzlich mußte er wie früher sein. Er konnte nicht anders. Etwas in ihm zwang ihn dazu.

Dieser Blick, den sie verstand und schmerzlich spürte, veranlaßte sie, einen Lachlaut auszustoßen, so kurz nur als der Bierstrahl, der ins Glas zischte, aber lang genug für Bauz. Jetzt wußte er, woran er war.

Als sie den Humpen vor ihn stellte, sagte er: „Ich kam nur, um dir zu sagen, daß du deine Sachen abholen sollst."

Sie ging hierauf zum Stiefelputzer und sagte diesem etwas ins Ohr. Dann lachte sie wieder ganz schrill.

Bauz bezwang den Zorn, leerte seinen Schoppen und verließ die Stube ohne Gruß.

Es war aus.

Im Nu war sein Entschluß gefaßt: Er wollte die Gegend verlassen. Der Hohn, womit ihn seine Frau bedacht, gab ihm die Kraft dazu. Sein Herz war erkaltet.

Zu Hause angekommen, zog er sofort den Wagen aus dem Schuppen, lud ihn hoch mit seinen Siebensachen (die seiner Frau ließ er zurück), spannte das alte Roß, den Lampohr, ein, um sofort in die Stadt zu fahren, alles zu ver-

kaufen. Er nahm den Weg von neuem an der Wirtschaft vorüber, um seine Absicht kund zu geben, stieg jedoch nicht ab und gelangte auf den Markt, wo er sein Gut an einen Trödler verkaufte, vor Traurigkeit, die sich mit fürchterlicher Schwere wieder eingefunden hatte, auf jedes Feilschen verzichtend, und kehrte dann den gleichen Weg zurück.

Aber diesmal hielt er bei der Pinte still, um weh zu tun und weh zu leiden.

Als er die Türe öffnete, brodelte ihm der Kneipenlärm entgegen. Es war ein Durcheinander wildlustiger Leute in dem Raume. Er trat mit einem Zentner auf der Brust hinein.

Seine Frau lief hin und her, mit Tellern und Krügen, sah ihn sofort, tat aber ihre Arbeit weiter, ohne sich nach ihm zu drehen.

Hinter dem Schenktisch saß die Wirtin, dick wie ein Elefantenweibchen, und ihre Breitschaft schien sich beständig auszudehnen. Sie lächelte milde. Nur wenn sie auf die Kellnerin schaute, stach ihr Blick. Denn die bediente heute noch hirnloser als sonst.

Zum Beispiel hatte sie den neuen Gast noch nicht bemerkt. Die Wirtin mußte sich zuletzt selbst hinbemühen.

Bauz saß da, aufs äußerste erregt, bezwang sich aber und trank schweigsam, finster.

Er verwandte keinen Blick von seiner Frau.

Es waren ihm aber noch zu viel Menschen da, als daß er ihr die Meinung hätte sagen können. Er tat es einstweilen in Gedanken und probierte dabei die Schnäpse durch, von der Wirtin eigens dazu aufgemuntert: Enzian und Reckholder, Kirsch-, Nuß-, Zwetschgenwasser, Äpfel-, Erdäpfel- und den Eigenbränz der Wirtschaft.

„Der hat eine rote Nase", rief einer.

„Das ist Kraft", versetzte er und trank.

Er trank sich einen Pelz, damit ihm der Narr nicht erfriere; denn es war durch den Stiefelputzer, der auftauchte, plötzlich ruchbar geworden, wer er war, und er mußte manche Anspielung erwidern.

„Seht, wie sie mich anblickt", sagte einer, als sein Weib vorbeiging.

„Sie ist immer eine Blickerin gewesen", entgegnete er laut, so daß sie's hörte.

Sie wurde noch blasser als vordem; er rot vor Wut und Trunkenheit bis in den Nacken, saß nunmehr schwer, mit eigentümlich stierem Blicke da, als wollte er für ewig sitzen bleiben.

Endlich, als sie mit einer Beige Teller zum Schenktisch zurückkehrte, während die Wirtin die Stube eben verlassen hatte, erhob er sich. „Ich muß einmal Ernst zeigen", sprach's und

schwankte vor, pflanzte sich unter ihrer Nase auf und sagte: „Du bist eine . . .“

Dann kehrte er auf seinen Platz zurück.

Du bist eine . . . .

Sie ging mechanisch aus dem Raume.

Alles andere als dieses Wort war aus ihrem Kopfe gewichen.

Du bist eine . . . .

Es war wie ein Nagel in die Stirn getrieben.

Sie legte das Haupt nach hinten, um den Schmerz zu mildern.

Da faßte sie ein Schwindel. Die Arme hoben sich empor, das fliehende Leben zu halten. Der Körper fing zu zucken an. Das Auge schien zu brechen. Leichenblässe zog über ihr Gesicht. Es drehte sie. Lautlos sank sie hin.

Die Wirtin kam dazu und fiel sogleich von einer Blöde in die andere. Der Schreck und Ärger brachten sie ganz außer sich. Jedoch, Gott sei dank, die Kellnerin lebte noch; sie wurde in den Salon getragen und dort auf das Sofa gelegt. Die Wangen färbten sich wieder. Die starre Ohnmacht löste sich in einen tiefen Schlaf.

Als die Wirtin vom Stiefelputzer das Nähere vernommen, erfaßte sie gerechter Zorn: Es war zuviel. So konnte es nicht weitergehen. Dies Getue wurde unerträglich. Man hatte diese

Frau aus Mitleid aufgenommen. Sie war einem Sagerknechte nachgelaufen. Der hatte sie ermahnt, zu ihrem Mann zurückzukehren, was sie um keinen Preis gewollt. So war sie hier geblieben, um kleinen Lohn und doch zum Schaden des Geschäftes. Ihr kümmerliches Wesen begann die Gäste abzuschrecken, wenigstens jene, die größere Quanten Rotwein verzapften. Die wünschten sich ein keckeres Gesicht. Nach dem, was heute geschehen, durfte man es nicht mehr verantworten, sie länger zu behalten. Man mußte ihr so schnell wie möglich kündigen...

So redete sie mit den Mägden, die aus der Küche hergelaufen waren. Der Stiefelputzer, der ebenfalls dabei stand, meinte, die Gelegenheit, sie los zu werden, wäre da; man könne sie ja auf den Wagen ihres Mannes laden.

Im Gastzimmer war inzwischen ein ungeduldiges Rufen nach Bier und dann, als das Unglück lautbar geworden, ein vermutendes Gemurmel entstanden.

Bauz, dem es galt, hatte nichts gemerkt. Er saß apathisch in der Ecke.

„Geh hinaus, schau nach, deiner Frau ist etwas zugestoßen", sagte endlich einer.

Er blickte auf, sah die Gesichter, erhob sich, durchquerte den Raum mit schwankenden

Schritten und kam zur Not durch die Türe hinaus. Draußen, im Korridor, der Wand entlang, ging's leichter. Er war vollständig betrunken.

Die Schar der Gäste drang ihm auf der Ferse nach.

Die Wirtin rief ihm entgegen: „Kommt nur und seht, was ihr gemacht habt." Er trat heran und drohte umzufallen. „Ist sie tot?" Er vermochte kaum mehr zu sprechen. Die Wirtin drehte ihm empört den Rücken.

„Das seht ihr ja", sagte der Stiefelputzer.

Aber Bauz konnte nicht mehr sehen, geschweige den Puls prüfen und dergleichen. Er wankte zu seinem Tisch zurück, sank auf den Stuhl, legte den Kopf auf die Arme und weinte.

Der Stiefelputzer hielt die Gäste zurück, um mit ihrer Hülfe den Streich, den er plante, auszuführen. Man holte Decken und Kissen und bereitete ein Lager auf dem Hinterteil des Wagens. Dann hob man die Schlafende hinauf, bettete sie sorgsam und bedeckte das Ganze mit einem schweren Blachentuch. Hierauf wurde das Roß aus dem Stalle gezogen und eingespannt.

Nun trat die Wirtin zu Bauz, der eingeschlafen war, heran und sagte: „Es ist Zeit zu gehen."

Er hob den Kopf und ließ ihn wieder sinken.

„Elise – "

Er war nüchtern geworden.

Der letzte, vorwurfsvolle, furchtbar leidende Blick seiner Frau kam jählings in sein Gedächtnis zurück.

„Sie wird Euch morgen nachgebracht", sprach der Stiefelputzer.

Da stand er auf und ging mit schwerem, aber sicherem Schritte hinaus.

Nun stieg er auf das Kutscherbrett. Das Roß zog an. Fort ging's im Trab.

Als das Fuhrwerk an die Stelle kam, wo der Weg zur Sägerei abzweigte und in einer Doppelschlinge zum Strom hinunterführte, hielt Bauz still und löste das Pferd aus dem Geschirr, jagte es einige Schritte vom Weg in die Wiese hinein, hielt dann die Landen mit den Beinen fest, ließ die Mechanik los und sauste in die Tiefe.

Bei der Ecke, wo das Sträßchen umbog, am Rand des Felsens, der dreißig Meter senkrecht über der tiefsten Stelle des Flusses hing, mußte der Wagen in den Abgrund fliegen.

Als sich das Fuhrwerk in Bewegung setzte, war Bauz beinahe schon besinnungslos. Er sah bereits nichts mehr. Und plötzlich schien es ihm, als wäre er ganz anderswo. Er fühlte sich um seinen Hals gefaßt und sanft zur Seite gezogen. Er merkte gleich, das war die Art seiner Frau. Und jetzt erblickte er sie auch;

sie saß an seiner Seite, auf dem Bänklein zu Haus, vor dem Blumengärtchen, in einem Kleid, das seltsam schimmerte. Er wunderte sich sehr; so hatte er sie nie gesehen. „Du bist so schön", sprach er. „Dort bin ich so geworden", sagte sie, „in der Wirtschaft, durch den Druck der groben Leute." Es wurde ihm so wohl, und er gab nach. Sie wollte ihn ja küssen. „Komm!" Er neigte sich; die Beine flogen in die Höh. Er fiel vom Brett und wußte überhaupt nichts mehr.

Der Wagen fuhr noch etwas weiter, aber seitlich, stieß an einen Baum und hielt, just vor dem Knie des Weges. Die Frau erwachte von dem Prall, wickelte sich aus den Decken und erblickte gleich den Mann, der am Rand der Straße im Brombeergraben lag. Sie fragte sich nicht lange, wie alles zusammenhing, sondern lief zu ihm hin und begann sofort an seinem Kopf zu reiben.

Bauz war's, als zöge man ihm eine schwere Kappe ab: Das mußte sein, damit die Seele in die Hölle fahren konnte, dachte er, und schlug zu diesem Zweck die Augen auf.

Da sah er vor sich das Antlitz seiner Frau. Er streckte die Hand danach aus, wie der Säugling nach dem Monde.

„Wo ist das Roß?" fragte sie fast streng. Es trabte aber schon den Berg herab.

Die Unschuldsmilch

Man zog von der großen Stadt aus eine Bahn nach dem nahen, hübschen See, säumte die Ufer mit farbigen Sommerhäusern und siedelte sich in diesen als hell- und elegantgekleidetes Damen- und Herrenvolk an. Die Tage wurden heiter zugebracht: es gab kleine Familienkonzerte in grünen Lauben, Bälle auf Terrassen, die gegen den See hinunterhingen, Kahnfahrten, Nachtfeste und ähnliche Veranstaltungen, wozu man eines frischen und jugendlichen Aussehens wegen den Friseur des nächsten Dörfleins benötigte.

Der, gewohnt, schlichter Art zu scheren und zu schaben, stand nun auf einmal vor den Problemen der Ondulation und Damenkopfwäsche, deren Lösung er nicht kannte und gar nicht mehr kennen lernen wollte, die ihm aber doch nicht geringe Sorgen bereiteten, weil er den Zuzug eines gewandtern Kollegen befürchten mußte. Zwar war er seiner Dorfleute sicher und begehrte kein anderes Feld als das ihrer Stoppeln. Er selber wünschte nicht höher zu steigen. Wohl aber träumte er dies von seinem Sohn und wollte

ihm deswegen ein entwicklungsfähiges Geschäft hinterlassen.

Es wurde also beschlossen, daß dieser Sohn den Winter, der folgte, in der Stadt als Lehrling zubringen sollte, damit die nächste Saison mit Sicherheit und ohne Gefährdung der Coiffeurehre angetreten werden konnte.

Jakob, der Sohn, war ein Jüngling von vierundzwanzig Jahren, groß, jedoch noch etwas kindlich, und hatte ein knochiges, aber sehr angenehmes Gesicht, das er nur alle vierzehn Tage zu rasieren brauchte. Obwohl er sich wenig in der Friseurstube des Vaters aufhielt und fast den ganzen Tag in der Sonne lag oder in den nahen Wäldern herumstrich, besaß er doch ein natürliches Geschick zu Kamm und Schere. Er schabte aber nicht gern. Sein Vater verübelte ihm dies nicht; er sah ihm überhaupt vieles nach und behandelte ihn noch ganz als Kind, was er auch war in seinem Denken und Trachten. Nur Samstags und Mittwochs brauchte er ihn zum Einseifen der Kunden.

Der Vorschlag kam Jakob nicht ungelegen. Er hatte sich zum erstenmal ein wenig verliebt und zwar in das Hausmädchen, das ihnen Küche und Garten besorgte, das nun aber, weil ihm der kleine Lohn die Kranken- und Begräbnis-

kosten der jüngst gestorbenen Mutter nicht begleichen konnte, in die Stadt gezogen und dort in einer Fabrik untergekommen war. Seit ihrem Weggang spürte Jakob nun ein allgemeines Sehnen und Ziehen in sich, das ihn dunkel quälte. Er hatte das Gefühl, daß irgend was geschehen mußte. Er kam plötzlich auf den Gedanken, daß es Zeit war, einen Schatz zu haben und erhoffte solchen im geheimen von der Stadt. Wenn er sich Bilder von ihm machte, so glichen diese stets der kleinen Köchin.

Er trat bei einem Meister ein, der eines der reellsten und vornehmsten Geschäfte inne hatte, außerdem einen Meisterkursus gab in Ondulation, historischen Frisuren und Perückenverfertigung und als Stadtrat auch ein gewisses außerberufliches Ansehen genoß.

Es war ein kleiner, magerer Mann mit einem Stecknadelkopf, der sehr schopfig behaart auf einem langen Halse wuchs. Man kann ihn häufig in Coiffeursalons auf einem Haarölflacon abgebildet sehen, wo er mitten auf dem Plane Europas steht, ein eben gleiches Fläschlein in der einen Hand, den Zeigefinger der andern aber zum ehrlichklugen Gesicht erhoben, andeutend, daß ganz Europa nur zu wollen brauche, um behaart zu werden, was es zu dieser Zeit nötiger

hatte als je, da der Trieb, eine neue Kultur zu schaffen, jedermann gepackt und kahler gemacht hatte.

Dieser Mann liebte zu erzählen, daß er einzig durch dies Fläschlein reich geworden. Er hatte lange Jahre bescheiden und freundlich in einem Nebengäßchenstübchen die Leute rasiert und sich längst mit seinem ärmlichen Lose abgefunden, als er eines Morgens merkte, daß sich eine runde Lichtung auf seinem Haupte bildete, die sich nun von Tag zu Tag ausweitete, was ihn fast zum Selbstmord brachte, da sein Stecknadelkopf durchaus nicht zu einer Glatze geeignet war und die Kunden grade heraus brüllten vor Lachen, so komisch sah es aus. Natürlich probierte er die Mittel seiner Kollegen durch. Vergeblich. Er wurde nur noch kränker vom Betrug der Welt.

„Einem Feisten", so erzählte er, „verleiht eine kahle Stirn Würde und Glanz; aber so einem Köpfchen, ähnlich einer dürren Birne .... sagt selbst, ob ich da nicht an Selbstmord denken durfte! Bei mir ging's um die Ehre. Wenn ich mich von der ganzen Stadt auslachen ließ, nur um mein Brot zu verdienen, so mußte ich mich als entehrt ansehen. Drum lieber sterben. Als ich kein bißchen Hoffnung mehr sah, reiste ich ab, ganz still, und zwar in die Schweiz, um

von einem hohen Berge aus noch einmal ein möglichst großes Stück der schönen Welt zu überschauen, von der ich scheiden wollte. – Ich lebte, so lange meine hundert Taler noch reichten, in einem kleinen Bergdorf. Meine Sinne waren durch den Entschluß seltsam gereinigt und geschärft, und die Welt ging durch sie ein in wehmütiger Süßigkeit. Jede Blume rührte mich und griff mit ihrer Eigenart an mein Herz. Ich genoß tausend Düfte, verglich sie miteinander, flog über Tal und Höhen; ach, ich war wie ein Schmetterling. Nun geschah etwas Wunderbares. Ich war auf den Fels, von dem ich mich stürzen wollte, gestiegen, um mich an den grausen Anblick des Todes bei Zeiten zu gewöhnen und fand hier ein unscheinbares, aber merkwürdig erquickend riechendes Blümchen. Ich hielt's unter die Nase. Und da ging mir auf, daß Wesen durch die Blumen sprechen, die uns gut gesinnt sind. Ich wurde erleuchtet. Geschah mir, was sonst niemand geschieht, weil ich sterben wollte, weil ich dadurch selbstlos, rein und gütig geworden war? Jedenfalls wurde ich für würdig befunden, um diese Geheimnisse zu wissen. Lachend und weinend steckte ich mir die Taschen mit dem Pflänzchen voll. Der Schmetterling wurde zur Biene. Ich dörrte, destillierte, kochte; ich braute

und mostete und sonderte und wägte und war der glücklichste Mensch. Ich forschte im Volk, und ein altes Frauchen sagte mir dies, ein dickzopfiges Mädchen das. Kurz, nach sechs Wochen kehrte ich heimwärts mit veritablen Locken und mit dem Alpenkräuteröl zum Segen anderer ..."

So sprach er, und wer es hörte, der kaufte die Unschuldsmilch, salbte sich und sah dabei mit seinem innern Auge die Schweiz, dies ferne, reine und freie Land.

Dieser hellsichtige Herr erkannte in Jakob sofort seinen Mann. Die grade Gestalt und das hübsche, braune Gesicht mußten noch einnehmender werden durch den weißen Coiffeurkittel und einen modernen Kragen. Die etwas rauhen Hände versprachen durch Bor- und Lanolinbehandlung ein angenehmes Aussehen und artige Sitten zu bekommen. Der offene Blick und die kindliche Schüchternheit würden den Damen wohlgefallen. Hier tritt der Plan zutage: Jakob sollte zur Attraktion werden im Kabinett der Damennuancen. Der Meister rieb sich die Hände und taufte ihn Jacques.

Jakob aber, der sich Jacques mit hoher Fistelstimme hin und her gerufen hörte, empfand von der ersten Stunde an, daß er nicht in dieses Geschäft paßte. Indessen suchte er sich einzu-

leben und zu erfüllen, was der Meister gebot. Vormittags befand er sich im Herrensalon, wo er rasierte, nachmittags im Damenkabinett, wo er, um seine Schüchternheit zu verlieren, hie und da einer Dame den blonden Mantel ihrer Haare lösen und sanft mit der Bürste streicheln durfte oder ähnliche Hilfsdienste leistete.

Es galt also, sich dem Milieu und den eintretenden Menschen anzupassen. Da mußte man über einen bösen Teint wie über ein Heiligenbild so rein sprechen können und den schmierigen Kopf dem hohen Geistesschwung oder der rührenden Kindlichkeit des Trägers zuschreiben. Man mußte ihn anflehen, sein Haupt mehr zu pflegen, nicht nur seinetwegen, sondern auch den Mitmenschen zulieb, überhaupt um das ganze Leben mehr Sorge zu tragen, damit er der Welt länger erhalten bliebe. Man strich ihm während dem die Läuse ab. Es wurden Jakob als Vorbild die andern Gesellen empfohlen, Leute, die sich in allen Ländern herumgetrieben hatten und zu Zeiten auch Kutscher, Portier und Diener gewesen waren. Sie hatten aber die Unreinlichkeiten dieser Berufe nicht als indirekte Erziehungsmittel brauchen lernen. Das sah man ihren Augen sehr gut an. Man wußte nicht recht, ob ihre Fähigkeit, den Mann mit der

Pustel auf der Stirn gleich ehrenvoll zu behandeln, wie den ohne, ein Vorzug oder Fehler war. Es war ihnen unmöglich, jemand zu verachten, der ein geschmackvolles Plakat mit einer reizenden Weiblichkeit länger betrachtete, als es für ein objektives Gemüt schicklich ist. Eitelkeit schien ihnen nichts Herabsetzendes zu sein. Sie besaßen eine merkwürdig selbstverständliche, animalische Art des Genießens, eine virtuose Fertigkeit: Sonnenschein und frische Luft, Natur, Kunst und Liebe so einzuschätzen, als ob es sich stets um das gleiche, aber verschiedener Behandlung fähige Beefsteak handelte. Es war ihnen eine halb herzliche, halb oberflächliche Art zu eigen, auf ziemlich wüste Geschichten einzugehen, so daß der Gräuel sowohl als auch der feine Mann gern mit ihnen plauderten. Im Hinterstübchen oder Gesellenzimmer aber, wo sie sich während der Arbeitspausen zu vereinigen pflegten, wo sie ganz unter sich waren, entschwand ihren Gesichtern der Schimmer der Liebenswürdigkeit, und die wiedererzählten Müsterchen wurden roh und trivial. Hier zog oftmals einer ein Päcklein Postkarten aus der Brusttasche, und weil die Bilder so und so aussahen, wurde dabei etwas unflätig gelacht. Hernach sann man auf einen Spruch, den man darauf schreiben wollte; jeder

pries seinen Dreck, bis man zuletzt doch beim „Gruß und Kuß, dein Julius" verblieb. Das alles wirkte etwas abstoßend auf Jakob. Er konnte sich nicht mit ihnen befreunden. Er ging auch nicht gern mit ihnen spazieren. Denn immer landete man im Wachsfigurenkabinett und im Kinematograph, und ewig stand man vor Auslagen still, wo Jakob sich schämte stille zu stehen. Wie anders geartet er war, zeigte sich darin, daß er, vom Meister gescholten, traurig wurde und wahrhaft an sich verzweifelte, während die andern nur zu einer dummen, scheltenden Weinerlichkeit gelangten.

Ferner war besonders notwendig, daß man den Damen gefiel, weshalb eine eigene Art von Bewunderung vorgeschrieben. Es galt, ihre Haare so zu lösen, daß sie schwer niederrauschten. „O", mußte man sagen, wenn sie den Boden berührten, sie staunend auf den Armen wiegen und wiederum hochheben, sorgsamer als den königlichsten Schatz, schließlich aber nicht anders können, als das gesamte Personal herrufen, damit alle des Wunders ansichtig würden. Jakob, der solche Schmeicheltaten nur ungern und zögernd verrichtete, erschien den Damen gerade deswegen besonders liebenswert. Hatte aber eine wenige Haare, so durfte man sie nicht

zu nah ans Licht oder die Tür sitzen lassen, und sie war dessen dankbar, fühlte sich geborgen wie bei einem alles verstehenden Arzte und kam sicherlich wieder hieher zurück. Doch Jakob, ach, liebte diese Damen nicht. Zwar war es seltsam anzuschauen, wie ihre Stirnen so schmal und niedrig wurden, wenn die Wogen der Haare herabglitten, fast wie bei einer Art von Wundertieren, von denen er meinte geträumt zu haben. Und seltsamer noch war's, den Balg solcher Wesen zu berühren. Aber Zärtlichkeit zu ihnen fassen und sie mit innigster Seele liebhaben, das hätte er nie können, und er wurde zornig, wenn ihre großen Traumaugen auf ihm ruhten. Er hatte eine ganz andere Sorte gern, z. B. das Bäckermädchen auf der andern Seite der Gasse, wohin die Gesellen liefen um elf und fünf Uhr, um sich durch ein Törtchen die Atemfrische zu bewahren. Dem hätte er zulächeln mögen. Es war ihm eine wahre Erlösung, von seinen Damen weg auf die Straße zu spähen, ob etwa eine Köchin mit weißer Schürze und einem Armkorb voll Gemüse vorbeigehe. Diese Mädchen aber, so meinte er, verachteten ihn, weil er einen schönen Scheitel trug, und waren ihm nicht mehr erreichbar. Er gefiel sicherlich nur solchen, die sich die Haare ondulieren ließen. Die durfte

man sogar keck anschauen. Er aber wollte dies ja nicht. Also war überhaupt alles verloren. — Seine Mitgesellen hatten gerade Weiblichkeiten gern, wie sie auf Reklamebildern für Haarwasser und Zahntinkturen abgemalt sind. Sie sprachen im Hinterstübchen viel von ihnen und zogen auch Jakob ins Gespräch. Der aber brachte es nicht über sich, von seinem Frauenbild zu reden. Er blieb einsilbig, wurde bald nicht mehr gefragt und nicht mehr beachtet und vereinsamte immer mehr.

Besonders leer und mutlos machte ihn, daß er entbehren mußte, Mädchengesichter frei und fröhlich zu betrachten. Nichts tat er so gern wie dies. Mehr begehrte er nicht. Zu Hause war er immer spazieren gegangen um die Zeit, da die Mägde von der Feldarbeit zurückkehrten, hatte allen freundlich zugenickt und war unbefangen wieder gegrüßt worden. Schaute er hier in der Stadt eine an nach alter Gewohnheit, so ging sie entweder schnell und stirnrunzelnd vorbei, oder aber, sie flüsterte etwas, worüber er lange nicht klug wurde. Erst hatte er gemeint, es sei ein böses Wort und war beschämt davon gelaufen. Hernach aber hatte er verstanden und wagte nun überhaupt nicht mehr, eine anzublicken.

Der Meister betrieb einen sehr einträglichen Verkauf von Kämmen und Bürsten, Haar- und Zahntinkturen, Gesundheitsschnäpsen und Nervenextrakten, Schönheitssalben, Entrunzelungspasten und andern Kosmetiken. Dies alles war in einem Glasschrank hübsch und blank, in wohlgefälligen Gruppierungen geordnet und funkelte smaragden, lichtpurpurn und golden. Der helle, schwebende Duft machte die Seele licht und freundlich, empfänglich für Jugend, Schönheit und Glück, umsäuselte den Eintretenden, regte ihn an und benahm ihm den Ärger und die Sorge um das Schwindende an seiner Körperlichkeit, belebte die Hoffnung und hob selbst den Niedergedrücktesten in eine höhere Sphäre, so daß er begierig nach der verjüngenden Salbung wurde. Auch sah Jacques, der hinter dem Ladentische stand, so ernst, frisch und bescheiden in die Welt, daß man vertraute; er sagte auf die qualvoll fragenden Blicke so treulich und bestimmt: „Sie dürfen mir glauben“, daß man das teure Geld wahrhaft dankbar in seine Hand drückte, freudig schied und kaum zu warten vermochte, bis man zu Hause sich beträufeln konnte. Vorläufig schälte man das Fläschlein aus der Papierumwicklung, roch heimlich daran und las die Gebrauchsanweisung.

Jakob diente seinem Meister freudlos, aber ziemlich ergeben und ohne großen Gedankenaufwand, bis ein Ereignis eintrat, das ihn die Dinge anders ansehen ließ. Eines Morgens nämlich, als er nach der Toilette mit dem Kamm durch die Haarbürste fuhr, förderte er dadurch ein gewaltiges Gewölle zutag. Sofort wurde ihm klar, daß auf seinem Kopfe was los war. Er hatte bis jetzt des Meisters Tinktur gebraucht, nicht aus Eitelkeit oder Sorge um sein Haar, sondern um den vorgeschriebenen Scheitel zu erzielen, was bei seinem dicken Haarwuchs ohne Ölung gar nicht möglich war. Er hatte dem Meister keinen Augenblick mißtraut.

Jetzt aber stand er hinter dem Ladentisch und nahm hie und da, wenn niemand drauf achtete, ein Fläschchen zur Hand, zweifelnd, ob er sich vielleicht doch einmal was anderes aufgießen sollte als den Meister. Beständig war der Drang in ihm, schnell ins Gesellenzimmer zu laufen, mit der Bürste über den Kopf zu fahren und sich zu vergewissern, ob das Übel wirklich so schlimm war. Er wurde nervös und zupfte am Haar, bis es ließ. Auch packte ihn ein großes Ekelgefühl vor dem Geschwätz und Treiben der Gesellen. Wenn er durch die Coiffeurräume ging, um irgend ein Instrument zu suchen

und sich deshalb in allen Ecken umschauen mußte, da einen Spiegel wegschob und dort eine Schublade hervorzog, wenn er dergestalt gezwungen war, alles, was den Friseurstand ausmachte, zu sehen, so überschlich ihn die schwärzeste Verzweiflung.

An diesem Tag ging er mit anders gesalbtem Kopfe zu Bette. Er verbrachte eine Nacht voll häßlicher Träume und erwachte mit Stirndruck und heißen Schläfen. Die Kalamität hatte zugenommen. Er kehrte gereuig zum Meister zurück.

Als er am Abend nach vollbrachter Arbeit, die ihm heute noch viel qualvoller geworden war als gestern, seinen Kopf mittels zwei Spiegeln betrachtete, meinte er eine deutliche Lichtung zu sehen. Er ließ die Arme schwach sinken und sagte tonlos: „Da haben wir's.“ Das Herz wurde ihm leer und kalt. Eine Weile ging er im Zimmer auf und ab, nahm aber bald die Spiegel wiederum vor und erkannte, daß die Blöße eine sehr mißliche Stelle innehatte und daß er, um sie zu verbergen, gezwungen war, seinen Scheitel anders zu ziehen, was er auch sofort versuchte. Doch gewann er dadurch ein ungewöhnliches Aussehen, das die Möglichkeit einer Entdeckung nur noch vergrößerte. Er wußte sicher, daß der Meister ihn entließe, wenn

er ahnte, wie es um seinen Kopf stand. Denn eine Glatze gehörte ohne Zweifel zu jenen Krankheiten, die entstellend und die Mitgesellen gefährdend waren, und bei denen das Gesetz deshalb sofortige Kündigung erlaubte.

Jakob beschloß schließlich den Kopf zu waschen, weil dies den Haaren scheinbare Fülle gibt, und begann auch gleich damit, was nicht ohne Schwierigkeit war, da er ein ziemlich kleines Waschbecken hatte. Indessen erfrischte ihn diese Prozedur aufs angenehmste. Er bekam Lust, an den Vater zu schreiben und ihm zu beichten, wie unzufrieden er mit seinem Berufe war.

Als er dadurch sein Herz erleichtert hatte, wurde er plötzlich von einem Gedanken hell erleuchtet und stand von ihm ganz benommen da, die Zunge ein wenig hervorstreckend; denn eben hatte er den Brief zukleben wollen.

„Warum“, sprach er zu sich, „wähl ich überhaupt diesen Beruf? Wär ich nicht Coiffeur, so ließe ich meinen Kopf einfach scheren, brauchte kein Haaröl mehr, schaute den ganzen Tag nicht ein einziges Mal in den Spiegel und müßte mich nicht schämen und verbergen vor aller Augen. Warum will ich denn freiwillig eitel, schlecht und häßlich werden?“

Er hatte als Sanitätssoldat gedient und erinnerte sich dieser Tage sehr gern; denn sie waren für ihn eine reiche und tätige Zeit gewesen. Er wußte, daß dieser Lehrgang genügte, um eine Stelle als Krankenwärter zu erhalten. Darum zog er also seine Zunge wieder zurück, nahm den schon eingesteckten Brief aus dem Kuvert und fügte ihm einige Zeilen bei, die seine Unzufriedenheit unterstrichen. Ferner beschrieb er dem Vater das viel nützlichere und schönere Leben eines Krankenpflegers. Jetzt empfand er noch mehr, wie nichtig die letzten Tage gewesen waren und daß er unmöglich derart weiter existieren konnte. Er beschloß, die Antwort des Vaters gar nicht abzuwarten, sondern sich schon morgen im Krankenhaus zu melden. Hierauf legte er sich freudig und dankbar gestimmt zu Bette, fragte sich noch, was die kleine Köchin dazu sagen würde, sah ihr Bild deutlicher als je vor sich und hielt mühsam den Schlummer fern, um die weite, schöne Lebensaussicht zu genießen. Es fielen ihm aber bald die Augen zu, und ein herrlicher, traumloser Schlaf sank auf ihn nieder wie seit langer Zeit nicht mehr.

Der folgende Vormittag verging ihm fröhlich in seinem Plane. Das frühere, fieberhafte Leben erschien ihm jetzt unsäglich komisch. Er mußte

immerfort die Lachlust unterdrücken. Den Damen, denen er die Haare löste, fühlte er sich plötzlich überlegen. Schaute ihn eine an, so zupfte er sie zur Strafe, bis sie nervös zusammenzuckte, derart prickelte der Übermut in ihm. Er empfand aber auch, welcher Gefahr er entronnen war, und ahnte die Tragik, die in der eitlen Wohlgefälligkeit seiner Mitgesellen lag. Es war ihm, als müßte er krank werden, wenn er anders als zum Abschied hier verweilte. Hie und da meinte er die Augen des Meisters auf seinem Kopfe ruhen zu sehen. Aber das kümmerte ihn jetzt gar nichts mehr. Er konnte kaum erwarten, die kühle Haarmaschine an seiner Kopfhaut zu fühlen und ihr Geräusch zu hören, wenn sie die Haare hart am Schädel wegnehmen würde, und er genoß diese befreiende Wohltat schon zum voraus im Geiste.

Nachmittags, als er frei bekam, ging er zum großen Krankenhaus hinaus, das an der Peripherie der Stadt liegt, und stellte sich vor. Man wußte ihm aber nichts Sicheres zu sagen und hieß ihn morgens früh wiederkommen. Er versprach es zwar, fürchtete aber, kaum hatte er das Spital im Rücken, daß er das Versprechen nicht halten könnte. Die Musterung durch den Portier hatte ihn furchtsam und kleinmütig ge-

macht. Er spürte, daß sein Wollen nur für einen solchen Gang stark genug gewesen war, und daß es ihn zu keinem Ziel geführt hatte, schien ihm Schicksalswink. Dies Gefühl verstärkte und verdeutlichte sich, als er heimwärts durch die Gassen ging. Sie strahlten im elektrischen Lichtglanze bezaubernder als je, und die Auslagen der Kaufhäuser schimmerten und lockten das Herz auf immer anders erquickende Weise. Er stand alle zehn Schritte still, die Silber- und Linnenausstellungen zu betrachten. Er konnte sich nicht trennen vom Anblick schöner Frauen. Er ließ das vielgestaltige Leben mächtig auf sich einwirken. Das war klar, als Krankenwärter würde er dies nicht tun können. Sein Kopf machte ihm keine Sorge mehr; denn sicherlich war das Übel ein vorübergehendes und mußte schon morgen aufhören. Warum eins-zwei verzweifeln und Krankenwärter werden? Sein Herz schlug zwar fröhlich, weil er es versucht hatte, aber noch fröhlicher, weil es mißlungen war. Zuweilen begegnete er einer Dame, die er vom Ondulieren her kannte. Sie nahmen sich alle sehr gut aus in dieser Straße und verdienten wirklich, daß man mit den Augen nach ihnen suchte. Hie und da aber tauchte vor seinem innern Auge das geliebte Köchinnenbild ganz

schemenhaft auf. Dann hatte er allemal die Empfindung, als ob ihm etwas verloren gegangen wäre. Dann stand er still und starrte in sich. Doch solche Augenblicke wurden seltener und blieben endlich ganz aus, als er nun immer emsiger Coiffeurblicke verschickte. Sogar die dummen Postkarten seiner Kollegen musterte er jetzt eingehend, und er kaufte sich einige, um sich zu Hause Lob und Freundschaft zu erwerben. Es hielt sehr schwer, sich loszureißen von der Gasse und heimwärts zu gehen.

Bevor er ins Bett stieg, salbte er sich wieder ein, und morgens, als er mit argem Kopfweh erwachte, war sein erster Griff der nach dem kühlenden Mittel. Es linderte die Schmerzen nicht. Auch merkte er, daß seine Stirne nicht mehr ganz rein war. Eine dumpfe Traurigkeit bemächtigte sich seiner, weil er sich zu schwach und willenlos wußte, um ins Krankenhaus zu gehen.

An diesem Tage machte der Meister eine kleine Geschäftsreise. Statt seiner mußte Jakob hinter dem Ladentisch sitzen und Kosmetiken verkaufen. Er sah dabei mehr als je in den Spiegel. Einmal gefallen, mußte er immerfort fallen. Er hatte ein einziges Mal sich auf geckige Art beschaut und konnte es nun nicht

mehr lassen. Er hatte ängstlich nach dem Haar gegriffen, obwohl er sich gelobt, überhaupt nicht mehr an seinen Kopf zu denken; jetzt langte er immerfort hinauf und rupfte sich unter einem inneren Zwang Härchen um Härchen aus. Die Kunden bediente er fast mechanisch, ohne sich seinem dumpfen Mißpickelkummer entreißen zu können. Unzählige kleinliche Fragen und Wünsche: „Soll ich jetzt wohl wieder ein wenig Öl brauchen – merkt man mir was an – ging der Kerl da nur endlich, so wär ich allein..." störten und verdrängten alles andere Denken und lagen über seinem gewöhnlichen Empfindungsleben wie eine schmutzige Hautdecke.

Wie im Traum sah er die Menschen kommen und gehen. Zuweilen raffte er sich auf, sagte: „Pfui", richtete die Blicke scharf auf sie und erkannte, daß jeder Mensch seine Art von Mißpickel hat, Mann und Weib. Alle sahen es für harmlos an. Aber waren bei dieser Dame da die Haare nicht die Ursache, daß sie ihr Kind, das sie an der Hand führte, unnötig böse anschaute und grob herumriß? – „Ich muß fort von hier", sagte er sich gleich, und es durchzuckte ihn vor Ungeduld bis in die Fingerspitzen. Es war zu spät. Er vermochte den Entschluß ein zweites Mal nicht zu fassen.

Zwar verstärkte sich die Einsicht, daß er hier an einem stinkenden Orte sei, immer mehr. Zu gleicher Zeit aber nahm sein Wille zu fliehen ab. – Da war auch so ein Fettbauch, und da ein Triefauge, da einer, dem man es ansah, weshalb er einen Nervenextrakt so nötig hatte. Warum kam keiner, der schön und liebenswert war? Warum kein Mädchen, wie er sie liebte? Niemand nahte, der ihm hätte Freund sein können. Er war auf einer wüsten Insel gefangen und verbannt auf Lebenszeit. Wer etwas wert war, wich ihm aus. – Das sollte ein Pfarrer sein, der jetzt eintrat, mit einem Scheitel, mitten auf dem Kopfe? Nun, er tat gut, sich ein Mundwasser zu kaufen. – „Wie meinen Sie, gnädige Frau, ob dem Mittel zu traun? Tatsachen sprechen. Es stellt Jugend und Mannskraft wiederum her. O pardon, Madame, ich wollte das diesem Herrn da sagen. Ja ein Segen, ein wirklicher Segen . . .“

Er hatte auf einmal einen tiefen Blick bekommen. Das Coiffeurlädchen schien ihm der Ursprung eines dunklen Flusses zu sein, der die ganze Welt bespülte, der in die Boudoirs nichts ahnender Damen floß, der unschuldige Kinderköpfchen berührte, der überall einsickerte, damit auch nicht ein einziger Mensch ganz rein bliebe,

dessen Spuren man an Königen und Kellnern, an Dirnen, Literaten und Schauspielern sah. Warum nur tauchten sie alle unter? – Jakob saß an der Quelle und legte nachdenklich den Finger an die Nasenwurzel, kam aber zu keinem Ende, sondern nahm selber ein Jungbad, sagte sich dabei: „Wir werden es schon erzwingen", und lächelte sein Spiegelbild an. Da trat ein Mensch ein und sah es; denn er hustete. Jacques wurde es wirr vor den Augen.

Wieder allein, fiel ihm ein, daß er eigentlich in dem Buch der Volksgesundheit, das im Hinterstübchen lag, nachforschen sollte, was zu machen wäre. Der Gedanke, daß die Selbstbehandlung hätte verkehrt sein können, jagte ihm einen ordentlichen Schreck ein. Indessen fand er in der „Volksgesundheit" nichts als den Rat, häufig den Kopf zu waschen, was er erfüllt hatte. Er nahm sie in den Verkaufsraum zurück und las sie heimlich in einer Ecke, was sein Kopfweh beträchtlich verstärkte, so daß er sich zuletzt ernstlich fragte, ob es nicht klug wäre, zu einem Arzt zu laufen. Nach kurzem Nachdenken winkte er ab mit der Hand: Pah, ein Doktor verstand sich auf solche Sachen weniger als er.

Der Abend brachte keine Erlösung, und Jacques, der spazieren ging, fand die Stadt

nicht mehr schön. Er sah alle Menschen, die in Zylindern und die in Portiersmützen, Damen, Kutscher und Kinder unter dem Aspekt der Unreinlichkeit. Die Häuserfronten schienen ihm naß von einer schmutzigen Flüssigkeit, und die Laternen nur da, dies alles recht offenkundig zu machen. Er nahm seinen Weg gegen die Vorstadt, kam auf eine öde Wiese und setzte sich dort verlassen auf einen großen Baustein, obwohl ihn bitterlich fror, dachte nicht mehr dran, zurückzukehren und nickte fast ein. Auf einmal aber befiel ihn der Zwang, nach seinem Kopf zu greifen. Er widerstand nicht und fuhr voller Wut fünffingrig hinauf. Dann suchte er nach dem Taschenspiegel, hatte keinen bei sich, sprang auf und eilte stracks nach Hause. Denn sein Schopf mußte in Ordnung sein; anders hielt er's nicht aus.

Der nächste Tag, an dem er wieder als Raseur tätig sein mußte, brachte die Katastrophe. Früh morgens fand er einen Brief des Vaters vor, der seinem Plan des Berufwechsels nicht abhold war. Aber der Stirndruck verbannte alle Gedanken der Hoffnung.

Der Vormittag bis elf Uhr verlief ohne Zwischenfall. Es kamen nicht allzu viel Kunden, und die wurden von Pepi, dem jüngsten, rasiert,

welchem Prozeß Jakob wie einem fernen, umflorten Geschehen zusah, das ihn nichts anging. Das Klappern und Klirren der Scheren wirkte einschläfernd auf ihn und erfüllte ihn mit einer traumhaften Stimmung.

Um Elf jedoch erschien der Meister. Gleich fühlte sich Jakob von seinem Blick getroffen und wurde unruhig. Er wich ihm aus und suchte sich hinter den Rücken seiner Kollegen zu verbergen. Sein Zustand und Schicksal traten ihm auf einmal wieder vor Augen, und er griff sich nach der unsaubern Stirn. Er durfte indessen nicht müßig in einer Ecke stehen, oder gar ins Hinterstübchen fliehen, sondern mußte die Kunden, die jetzt in immer rascherer Folge nahten, bedienen. Er mußte lächeln und mußte bitte sagen und mußte überhaupt alle Sinne und Gedanken zusammennehmen, um die zu verschönernden Köpfe hin und her zu drehen, zugleich zu schaben und mit teilnahmsvollem Geplauder zu unterhalten, was schwierig war, da im Coiffeurstuhl so undeutlich und mürrisch wie möglich gesprochen wird. Es ging auch nicht gut; denn er überhörte fast alle Fragen und wurde von Augenblick zu Augenblick verwirrter, sah sich immer ängstlicher nach dem Meister um, ob der was merke. – Wie würde es erst nachmittags

werden, wenn er im Damensalon helfen mußte? Er war dessen nicht mehr wert seiner Haut und seiner Haare wegen. Dachte der Prinzipal da hinten nicht das nämliche? Jakob mußte um Enthebung von seiner Stellung bitten. Ganz gewißlich mußte er dies; denn die Krankheit schädigte das Geschäft. Er war ein Schurke, wenn er's nicht tat. Ein ehrloser Feigling und ein weibischer Geck. Er brachte aber die Kraft und Selbstüberwindung nicht zusammen, auf seinen Kopf zu zeigen und anzufangen: „Herr Meister, mein Gewissen . . ." Um so stechender fühlte er die Blicke, die aus der Ferne fortwährend wie zwei Pfeile zielten, er mochte sich drehen so oder so. Hätte er eine einzige Andeutung bekommen, so wäre er erlöst gewesen und gesund geworden, hätte sogleich sein Bündel geschnürt und zum Abschied dem ganzen Personal friedmütig die Hand gedrückt. Aber niemand sagte ein Wörtchen; nur aller Augen starrten ihn an. Der Druck und die Spannung erhöhten sich; das Geräusch der Scheren begann ihn zu reizen. Krank, faul und angesteckt fühlte er sich, und zum mindesten mußte er jetzt ein Brötchen verzehren. Darum ging er hinaus in das Gesellenzimmer, vergaß aber sofort, was er gewollt hatte, und setzte sich müßig auf einen Stuhl, blieb sitzen wie angeklebt.

Eigentlich hatte er gleich wieder aufstehen und keineswegs einschlafen wollen; aber der Coiffeurraum entschwand ihm plötzlich in unendlicher Ferne. Er konnte jetzt doch nicht den weiten Weg bis dahin machen. Er war allzu müde und niedergeschlagen, und es dunkelte schon. Wahrscheinlich würde er erst spät nachts ankommen, wenn das Geschäft längst geschlossen war . . . „Oha," fuhr er auf, „da bin ich beinah eingeschlafen." Er beschloß sich zu erheben; aber der Gedanke ging ihm abwärts in die Eingeweide und machte ihm übel; hernach schoß er in den Kopf zurück, und die klebrigen Haare fielen ihm ein. Pfui, nur nicht schmutzig und unordentlich sein, sagte er, schon wieder vom Halbschlaf verwirrt. Wenigstens wollte er sich kämmen, bevor er zurückging. Warum gab sich nur diesmal der Scheitel nie? Die Bürste war voll Gewölle; immer mehr zog er heraus, Haufen wie Heuschochen, egal egal egal, wenn auch auf dem Kopfe nichts mehr blieb; weg mußte es, weg weg weg . . . . Nun schrie eine Stimme: „Na, was soll denn das heißen?" und der Meister stand vor ihm. „Ah pardon", sagte Jakob, schnellte hoch vom Stuhl, was ihn schwindlig machte, und floh schwankend davon. Er drehte sich um, ob man folge, o Schrecken,

ja, knapp auf der Spur. Er trat in die Friseurstube, wo er plötzlich sein Gesicht verhüllte. Denn, o Jammer, es fiel ihm ein, daß er sich trotzdem nicht gekämmt hatte. Er wollte umkehren; aber da stand schon der Meister in der Tür. Er wollte da und wollte dorthin; aber überall war jemand und starrte ihn an. Jetzt fiel sein Blick auf den großen Spiegel. Daraus hervor sah er ein haariges Ungeheuer springen. Er fuhr zurück und schrie auf, mit ihm das ganze Personal; denn jetzt begann er drein zu schlagen auf alle die Bassins, Flaconschränke und Spiegel, bis man ihn fesselte und per Kutsche in jenes Krankenhaus an der Peripherie der Stadt transportierte, das nämlich eine kleine Nervenheilanstalt mit umfaßte.

Jakob erwachte in einem hellen und ganz einfachen Zimmer. Von seinem Bette zum Fenster hinausschauend erblickte er einen verschneiten und gefrorenen Hof, auf dem sich viele Männer tummelten und der eingefaßt war von kolonieartig aneinander gereihten Häuschen, die mit ihren roten Giebeldächern und den grünen Fachwerkbalken sehr gut in die Winterlandschaft paßten. In größerer Ferne und vom winterlichen Nebel verhüllt, schien sich ein Park zu dehnen: man sah die Silhouetten der Bäume

in mannigfachem Grau, im finstren der Tannen, im lichten der Birken und im rötlichen der Buchen.

Als er die Leute auf dem Hofe etwas näher musterte, wurde ihm merkwürdig zumute. Sie gebärdeten sich nämlich wie Kinder. Einige waren dabei, eine Glitschbahn immer glänzender und glatter zu machen, wozu sie sich in einem beständigen Trab und Dauerlauf befanden. Ein Atemdunst hüllte sie ein, und wem's gelang, der streckte die Zunge zur Nase empor, zu forschen, ob diese noch wohlbehalten mitten im Gesichte sei. Andere stürzten Nichtsahnende in nasse Büsche oder schüttelten schneebelastete Bäumchen über ihren Köpfen. Ferner gab es solche, die sich Eiszapfen vom Brunnentrog geholt hatten und sie wie Zigarren im Munde trugen. Einige aber hatten sich ganz nah der Glitschbahn aufgepflanzt, unbeweglich und mit eingestemmten Armen und warnten vor Berührung, da sie sich als Gegenstände fühlten von zerbrechlichem und kostbarem Stoffe.

Jakob merkte, daß er sich im Irrenhaus befand. Es wurde ihm aber gar nicht unheimlich zumute, und das Gefühl, geborgen zu sein, womit er erwacht war, verließ ihn nicht.

Während er sinnend auf die Schneelandschaft schaute, die sein Gemüt reinigte und erfrischte,

sah er ein Mädchen über den Platz gehen und im nahen Holzhaus einen Korb voll Scheiter holen. Es schien eine Köchin zu sein, und er hatte Wohlgefallen an ihr; denn Beweglichkeit und Rundlichkeit waren gerade so, wie er es liebte. Sie mutete ihn sogar etwas bekannt an, obwohl er sie nur von hinten sah, und die Gewißheit, daß ihm die Welt wiedergewonnen war, verstärkte sich. Er beschaute zufrieden sein Zimmer und schlief behaglich wiederum ein. Eigentlich hatte er sich noch darauf besinnen wollen, warum er sich denn hier befinde; aber er fühlte sich zu wohlig. Es war ihm im Moment des Erwachens gewesen, als ob etwas sich von seinem Kopfe hebe, ähnlich einer Schar auffliegender schwarzer Vögel, so daß es ihm leicht und licht wurde um die Schläfen. Er wußte es aber schon nicht mehr und hatte nicht Lust, über solche Dinge nachzudenken.

Nach einer Weile ging die Tür, was ihn weckte. In der halbdunkeln Öffnung stand die hübsche Köchin, strahlend vor Freude, daß er sie endlich wieder erkannte. Denn sie war wirklich das Hausmädchen von daheim, das er ein wenig geliebt hatte und immer noch liebte, und das ihm jetzt Suppe und Gemüse brachte, lachend im ganzen Gesicht.

Solche Freude hatte er an der Suppe, daß er sie ganz versonnen betrachtete und kalt werden ließ. Nachdem er sie endlich ausgelöffelt, stellte er den Teller auf das Tischchen, das neben seinem Bette stand, und entdeckte nun darauf allerlei merkwürdige Sachen: da waren Körbchen und Ketten und winzige Teppiche, aus Haaren sehr kunstvoll geflochten und wie zu einem Puppenspiel aufgestellt. Plötzlich griff Jakob an den Kopf, fühlte einen kurz geschorenen, aber dicken Pelz und fragte: „Wer hat das da hingelegt?"

Gelächter. Er selber doch. Er sei ja hergebracht worden und habe sich die Haare schreiend ausgerauft, bis man sie abgeschoren. Gleich habe er sich mit den Armen drüber geworfen und sie nicht hergegeben, vielmehr im Ladentisch sehr sorgfältig aufbewahrt und dies Spielzeug nach und nach draus verfertigt und keinen Augenblick mehr von sich gelassen Tag und Nacht bis zu dieser Stunde, zwei Wochen hindurch. Er habe seinen Vater nicht ansehen wollen, als er dagewesen, und auch sie nicht erkannt, die ihm während der ganzen Zeit das Essen dreimal täglich überbracht und Angst und Not gelitten habe. Aber der Direktor hätte immer so lachen müssen über den Fall, ihn vollkommen harmlos ge-

nannt, obwohl äußerst merkwürdig und selten, weshalb Jakob den Studenten vorgeführt werden würde; da könne er sicher sein, das sei bei solchen Fällen Brauch. Bis dahin gehe es zwar noch vierzehn Tag; denn eben hätten die Weihnachtsferien begonnen auf der Universität.

Sie sprach, als ob sie hier zu Hause wäre, und was sie sagte, gab Jakob sehr zu denken. Er besann sich allmählich auf das Geschehene, wollte aber durchaus nicht glauben, daß er im Kopf verwirrt gewesen sei, meinte vielmehr, er habe sich aus Eitelkeit so betragen. Er wurde rot beim Gedanken, daß der Arzt den Studenten alles erzählen könnte, nahm dies aber als verdiente Strafe willig an und beschloß in nichts auszuweichen und nichts zu beschönigen, wenn man ihn um seine Erlebnisse befragte. Das bewies, daß er jetzt wenigstens nicht mehr eitel war.

Kaum war die Köchin weggegangen, so kam der Direktor, ein liebenswürdiger, weißhaariger Herr und sprach mit Jakob so nett, als ob er sich den ganzen Tag in Gedanken nur mit ihm allein beschäftigt hätte. Er bat ihn um das Puppenspielzeug, das er dem kleinen Museum der Anstalt einverleiben wollte und um welches er bis heute vergebens geschmeichelt hatte. In

dieser Sammlung befanden sich Selbstbiographien von Querulanten, Erlasse von gemeinten Kaisern und Feldherrn, abnorme Gehirne im Spiritus, Photographien von Tobsüchtigen und sonstigen Verirrten, Zeichnungen, Handarbeiten ähnlich denen Jakobs und dergleichen.

Am nächsten Tag stand Jakob zeitig auf, sah sich in der Anstalt um und machte sich da und dort etwas zu schaffen, ohne viel zu fragen und in selbstverständlicher Bescheidenheit. Er war eben beim Holzspalten, als ihn ein Aufseher herrief und ihm sein Amt auf einige Minuten übertrug, um schnell den Direktor aufzusuchen. Währenddem stürzte ein Epileptischer hin; Jakob sprang helfend bei, zeigte Geistesgegenwart und praktische Kenntnisse und wurde allerseits gelobt. Die Köchin sah vom Fenster aus zu, was sein Herz mit großer Freude erfüllte. Der Direktor, der mit dem Aufseher zurückkam, ließ sich den Vorfall erzählen, befragte Jakob über seinen Dienst als Sanitätssoldat, ermunterte ihn, sich weiterhin nützlich zu zeigen und zu versuchen, sich einzuleben in das Anstaltsleben, da man ihn wohl als Wärter oder Aufseher gebrauchen könnte.

In der folgenden Woche gab es viele Erlebnisse, die ihn dankbar dem Geschicke stimmten.

So gelang es ihm, mit grämlichen, dicken Männern, die sonst stundenlang schweigend und gesenkten Hauptes von einem Ende der Halle zum andern marschierten, kleine Gespräche anzuknüpfen und zwei von ihnen sogar an die frische Luft auf den Hof zu locken. Zwar kam ihre Verrücktheit gleich wieder zurück; aber er hatte sie doch ein wenig unterbrechen dürfen. Und das tat ihm besonders wohl, weil er als Kosmetikenverkäufer verdammt gewesen war, die Leute in ihrer Verrücktheit zu bestärken. Ferner veranlaßte er einen Melancholiker Reiserwellen zu binden, um seinem Blut einen regern Lauf zu geben und wurde vom Direktor deshalb scherzend ein Wundermann genannt. Bei jedem Lachen, das er auf einem versandeten Gesicht hervorbrachte, bei jedem Aufleuchten eines matten Auges, freute er sich, daß er hier gut machen konnte, was er als Friseur hatte sündigen müssen. Und deshalb faßte er Liebe zu den Irren. Der frühere Beruf stellte sich nun als Vorstufe und Wegbereitung dar. Zwischen ihm und dem jetzigen bestand ein enger Zusammenhang. Beide Male waren die Menschen zu ihm gekommen und hatten abladen wollen, was sie quälte und sich dabei in ihrer ganzen Blöße geben müssen. Doch welch verschiedenes

Zuhören dies und jenes Mal! Er dankte dem Schicksal, das ihn zum ersten gezwungen hatte, damit er das andere lernen und lieben konnte, und er bekam einen heiligen Begriff von seiner Tätigkeit.

Während er auf dem Hofe bei den Kranken weilte, fühlte er, daß die hübsche Magd hie und da von der Küche aus auf ihn hinunterschaute, was seinen Eifer erhöhte. Sie liebte es, ihm mit den Augen nachzufolgen. Eigentlich hatte sie sein Erlebnis ganz kindlich aufgefaßt. Sie fand es nämlich stolz und heldenhaft von ihm, daß er den Coiffeurladen zertrümmert hatte, um sich derart des Dämons zu erwehren.

Die Beiden sprachen nicht allzu oft miteinander und immer nur auf einige Minuten. Es stellte sich aber dabei heraus, daß auch sie „ein interessanter Fall" war und ebenfalls den Studenten vorgeführt werden sollte. Er wollte Näheres wissen; aber sie errötete und machte sich eilfertig davon. Er mußte warten, bis der gefürchtete Tag kam und sie beide in ein großes Auditorium geführt wurden, wo sie geschämig dastanden, von hundert Jünglingen vorläufig sehr weise betrachtet, als wäre Gaffen schon eine Tat. Endlich kam der Professor und erzählte erst die Geschichte des Coiffeurs und hernach die der Köchin.

Jakob also war als ganz unerfahrener, unschuldiger Jüngling vom Dorf in die Stadt gekommen und hatte bei seinem Chef sich aus Berufszwang ein giftiges Haaröl (er schrieb eine Menge Formeln an die Wandtafel) so beharrlich und erfolgreich eingerieben, daß sein Geist sich trübte, was sich erst in Müßigkeit und Willensschwäche äußerte, hernach in Melancholie, eigenartigen Einbildungen und zuletzt in Tobsucht. Darüber sprach er längere Zeit sehr gelehrt und setzte dabei das Puppenspielzeug, die Teppiche und Körbchen, in Zirkulation. „Bitte sorgsam damit umzugehen; es kommt nachher in unser Museum . . . .“

Jakob, der zwar tief aufatmete, daß er so billig weggekommen, der aber nicht recht glaubte, was der Professor sagte, vielmehr die ganze Geschichte seiner Eitelkeit zuschrieb, hatte längst schon eine Einwendung machen wollen. Er mußte dies tun, erstens um der Wahrheit willen, und zweitens, weil die Köchin ihn immerfort mit strahlender Begeisterung anschaute. Endlich wandte sich der Professor mit halber Drehung vom Auditorium weg. Jakob netzte die Lippen zum letzten Mal und sagte mit fester und vernehmlicher Stimme: „Herr Professor, es war alles aus Eitelkeit.“

„So. – Sehen Sie, meine Herren, ein letztes Überbleibsel der Krankheit. Eitelkeit kann nicht vorhanden sein; sonst würde der junge Mann schweigen. Dies Rudiment wollen wir jedoch nicht eliminieren. Das kann ihm in seinem Leben noch recht nützlich werden."

Alle lachten, und die Köchin war besonders beglückt, aber doch ein wenig unruhig; denn nun kam sie an die Reihe.

„Sie hatte also ihre Mutter verloren und wußte nicht, womit die Rechnung des Arztes, des Schreiners und anderer bezahlen, meinte, dies müßte augenblicklich geschehen. Denn unsere kleine Köchin ist noch sehr kindlich, wie Sie sehen. (Er nickte ihr zu, und das Autidorium begann verliebt zu werden.) Sie verließ, um Geld zu verdienen, das Haus des Vaters dieses Jünglings, wo sie das Hausmädchen war, und zog in die Stadt, wo sie Arbeiterin wurde in einer mechanischen Weberei, die zufällig meinem Bruder gehört. Die Frage und der Vorwurf: Wie zahlen? lagen beständig auf ihr, ob sie nun schlief, aß oder arbeitete. Sie schluckte, träumte und verwob sich immer mehr in ihre Schuld, und um es ungestört tun zu können, schloß sie sich von allen Menschen ab. – Der erste Zahltag kam; sie wartete in der Reihe

der Arbeiter, bis sie ausbezahlt werden würde, und schaute unterdessen dem Lohnmeister zu, der an einem Tische saß und mit Türmchen von Gold- und Silberstücken hantierte. Sie konnte nichts anderes sehen als den Glanz, der sich in ihre Seele bohrte, und nichts anderes hören als das Klirren, das in ihren Ohren haften blieb. Sie ging mit diesem Glanz vor Augen ihren abendlichen Weg nach Hause, und die ganze Welt schien ihr einen unheimlichen Schimmer zu haben. Das Klirren aber hörte sie aus jedem Geräusch. – Sich auch nur ein Teilchen von solchem Reichtum wünschen, war ganz und gar zwecklos. Tat man es dennoch, konnte man nicht anders als stetsfort es tun, so war das einfach Sünde, sagte sie sich. Aber trotzdem begehrte sie immer mehr und kam sich deshalb immer sündiger vor. – Am nächsten Morgen räumte sie das Comptoir auf, als just eine Summe Geldes auf die Post geschickt werden sollte. Der Lehrjunge, dessen Amt dies sonst war, fand sich nirgends, und da die Sache eilte, übergab man die zweihundert Mark dem Mädchen, das hin und her lief und eine richtig ausgestellte Quittung überbrachte. Gegen Abend aber bekam mein Bruder, der Direktor, ein Briefchen von ihr, worin sie bat, sie gefangen nehmen zu

lassen, weil sie ihm sonst all sein Geld stehlen würde. Verwundert, da er doch die Quittung in den Händen hatte, schickte er den Lehrjungen auf das Postamt, das alles in Ordnung meldete. Nun rief er das Mädchen her, das scheu und bösartig aussah, fragte dies und das, wurde gar nicht klug aus der Geschichte und wußte schließlich nicht mehr recht, was reden, weshalb er Adieu sagte und dem Kind begütigend die Haare streichelte. Sehen Sie, ungefähr so. Brüder haben oft die gleichen Gewohnheiten. (Hier rückte sich wiederum das Auditorium vor Zärtlichkeit zurecht.) Unser Kind kehrte mit heißem Kopfe zu seinem Webstuhl zurück und verlor in dem betäubenden Lärm der Maschinen vollends jeden Halt und jedes Ufer. Kaum hatte es zu weben angefangen, so fuhr es auf und horchte. Etwas hatte wie ein Glockenton gerufen, und plötzlich blinkte eine weiße Straße vor ihm. Auf der schritt es alsobald zwischen den Webstühlen hindurch. Dieser Weg führte zu einem Licht, das wundersam glänzte und sich im Maschinenraum befand, mitten in einem tödlichen Motor. Davor stand das Mädchen still und hob schon die Arme hoch. Doch jetzt erlosch das Feuer; sie wußte von allem nichts mehr und kehrte etwas verwundert zurück. Aber gleich

hörte sie die Stimme wieder, schritt wiederum auf der Geisterstraße, die diesmal aus der Fabrik hinaus ins Freie und über eine Matte zum nahen Flusse leitete. Mein Bruder sah sie vom Comptoir aus über das winterliche Feld wandeln; denn ein Wandeln war es zu nennen, wie sie mit lauschend erhobenem Kopfe und gekreuzten Armen zögernd Fuß vor Fuß setzte. Die Straße überbrückte den Fluß und schimmerte so betörend, daß seine dunkle Farbe und sein murmelndes Geräusch wie in fremder und ferner Tiefe schienen. Sie bog die Weiden auseinander, stieg ins Wasser, wartete ein wenig, horchte auf und drang weiter. Es war ihr selbstverständlich, daß sie sich den Weg zu all dem Glanz erst bahnen mußte. Die Röcke wurden schwer und hinderten sie, und die Strömung wollte sie wegreißen. Zu gleicher Zeit aber wuchs das Strahlen jenseits des Flusses und sammelte sich zu einer lichten, freundlichen Gestalt. Aber immer mehr hatte das Kind mit Unbill zu kämpfen; denn schon hielten es drei oder vier Männer an den Röcken. – Sagen Sie nun, liebes Kind, warum wollten Sie durchaus über den Fluß?"

„Wenn Ihnen, Herr Professor, ein so schöner Engel gewinkt hätte!"

„Dann müßt es eine Engelin gewesen sein."

Jetzt gebärdete sich das Auditorium vor Verliebtheit ganz töricht.

„Wie sah er denn aus?"

Ohne es zu wollen, blickte sich das Mädchen nach Jakob um; der wurde feuerrot. Der Professor hielt ein scherzendes Ah zurück; denn er war wirklich ein netter Mensch. Das Auditorium hatte so unverständig gelacht, daß ihm die Frage und der Blick entgangen waren. „Um solche Sachen zu verstehen, scheint es mir noch etwas unreif", hatte der Professor gedacht und deshalb seinen Scherz unterdrückt.

Er sah auf die Uhr und ging eilig zur Besprechung der andern Fälle über. Ganz plötzlich wurden alle wiederum ernst; denn jedermann erkannte, daß die drei Irren, die jetzt ins Auditorium geführt wurden: Der stolze Herr im seidenen Kaftan, der sich Herkules, der gefürchtetste nannte; das schwachsinnig lächelnde Fräulein und der Zwerg mit seinem Kropf nie mehr aus dem Chaos ihrer Traumländer zurückkehren würden.

Auch Jakob und sein heimlicher Schatz wurden von anderer Stimmung ergriffen. Eine tiefe Einsicht gab ihnen eine neue Zärtlichkeit. Sie spürten beide ihr Herz mit merkwürdigem Schlage gehen. Jakob führte nachher die Kranken mit

um so sorglicherer Umsicht in ihre Zellen zurück. Er war dankbar verwundert, daß ein so kleinliches, dummes und überdies abscheuliches Coiffeurerlebnis solchen Segen bringen konnte. Jedesmal, wenn er dran dachte, gewann er seinen neuen Beruf lieber. Und es ist zu sagen, daß sowohl er, als auch sein Schatz und späteres Weibchen in dieser Anstalt blieben, erstens, weil man sie nicht gern weggelassen hätte ihrer Klugheit und bescheidenen Art wegen, und zweitens, weil sie beide ahnen mochten, daß durch Wirken und Helfen ihre Liebe stets tiefer und schöner werden mußte.

Im Verlag von S. Fischer, Berlin sind folgende Werke von Albert Steffen erschienen:

Ott, Alois und Werelsche. Roman. 2. Aufl.

Beides, ein Romantiker modernsten und originellsten Schlages und ein Lyriker zugleich ist Albert Steffen. Sein Buch ist ein stark mit epischen Elementen gesättigtes, aus einer reichen poetischen Anschauung schöpfendes lyrisches Pathos, das seine Freuden und Leiden singt, die verbunden sind mit der Geschichte der drei Freunde Ott, Alois und Werelsche. Neue Zürcher Zeitung

Die Bestimmung der Roheit. Roman.

Steffen hat ein Werk für Auserlesene geschaffen; es wird nur wenige geben, die es verstehen werden; diese wenigen werden es aber auch lieben. Denn es offenbart eine Weltanschauung der Seelenkeuschheit, wie sie wunderbarer nicht erdacht werden kann. Dabei ist Steffen bei aller Kompositionslosigkeit seines Romans ein großer Künstler. Rheinisch-westfälische Zeitung

Die Erneuerung des Bundes. Roman.

Dieses Buch duldet nicht, daß man es mit dem neutralen Tempo liest, mit dem man die meiste moderne Lektüre erledigen darf, ohne wehe zu tun. Die Blitze der Schweizer Berge verrät der Stil, und die Klarheit des Inhalts die Freude der Gipfel. Es ist die Geschichte eines Geschlechtes, und es ist im Grunde die Geschichte der Menschheit, die Steffen hier in seiner Phantastik erzählt. Wer das Buch nimmt und langsam Stelle um Stelle liest, den wird es zur Ruhe zwingen, dem wird es viel Freude geben. Leipziger Tageblatt

Der Auszug aus Ägypten – Die Manichäer. Zwei Dramen.

Der rechte Liebhaber des Schicksals. Roman. (Soeben erschienen.)







This Book is Due

